

# **„Christsein in strukturellen Löchern“ oder: Die pastoraltheologische und pastoralplanerische Bedeutung der soziologischen Netzwerktheorie**

## **1 HINFÜHRUNG**

Es ist mittlerweile eine pastoraltheologische Plattitüde, die gegenwärtige Kirchenorganisation inmitten eines Umbruches zu lokalisieren, der epochale Züge angenommen hat. Wenn Kirchen planiert, jahrhundertalte Pfarreien fusioniert, Priesterseminare zentralisiert und Bischofsworte medial ignoriert werden, dann bedeutet das eine empfindliche kirchengeschichtliche Kränkung. Diese schmerzt besonders vor dem Hintergrund der letzten gut 200 Jahre einer Erfolgsgeschichte, in denen katholisches Leben von enormer institutioneller Beharrungskraft geprägt war und zum Kulturfaktor ersten Ranges aufstieg.

Dieser Wandel – manche sprechen auch von selbstverschuldetem Niedergang oder gar von aggressiver externer Zurückdrängung – ist deutlich erkennbar in den Semantiken, mit denen man die Gegenwart begrifflich zu fassen versucht. Je nach Intention kann man in den neuen Begriffen, die in den letzten Jahren aufgeploppt sind, verzweifelte Manöver der Umetikettierung oder intelligente Strategien einer Vorwärtsbewegung erkennen wollen. Begriffe wie „Charismen“, „AndersOrte“, „Taufberufung“, „Missionarische Gelegenheiten“ oder „Partizipative Gemeindeleitung“ signalisieren jedenfalls nicht nur einen neuen Sprachgebrauch, sondern auch ein dahinterliegendes Interesse an Routineunterbrechungen, Rollenwechseln, Innovationen und neuen Identitätskonzepten im kirchlich verfassten Leben. Dabei ist erstaunlich, wie einstimmig diese neue Sprache mit

den in ihr kondensierten Selbstverständnissen in den vielen Leitbildpapieren der doch so verschiedenen deutschen (Erz-)Bistümer ausgeprägt ist.<sup>1</sup>

Werden die neuen Konzepte auf den durch die Strukturreformen teilweise dramatisch vergrößerten Raum bezogen, begegnet den LeserInnen mit großer Wahrscheinlichkeit der Assoziationshof rund um das Wort „Netzwerk“. Ähnlich wie der Begriff „Gemeinsames Priestertum“ in Bezug auf die fällige Neubalance pastoraler Rollen unersetzlich geworden ist, bündelt der Netzwerkbegriff die Hoffnung, sich eine neue Konzeption pastoraler Raumsteuerung bzw. -moderation erarbeiten zu können. Jede und jeder weiß, dass die herkömmliche Erfahrung des Gemeindelebens vor Ort ergänzt und erneuert werden muss und dass hierfür eine Neuumschreibung pfarrlicher Grenzen nur die administrative Dimension beitragen kann. Wie aber „Leben vor Ort“, wie es dann gerne heißt, kombiniert werden kann mit weniger Ressourcen und mit mehr pastoraler Angebotsqualität im weiten Raum der Großraumpfarrei, wer dieses „Leben“ bringen soll und wie möglichst viele unterschiedliche Bevölkerungsgruppen davon profitieren könnten, das ist recht unklar und gehört mit Sicherheit zu jenen bange Fragen, die im Moment vielen SeelsorgerInnen den Schlaf rauben.

Die Idee, den großen pastoralen Raum als Netzwerk zu modellieren und gemäß dieser Konzeption neue Kompetenzen zu erlernen, ist daher von hoher Attraktivität. Ablesbar ist dies nicht nur an fast allen gegenwärtigen diözesanen Leitbildpapieren, sondern auch an anderen Textgattungen. Nur drei aktuelle Beispiele der ganz unterschiedlichen Genres „Hirtenbrief“, „Planungspapier“ und „theologische Monografie“: In seinem Fastenhirtenbrief aus dem Jahr 2015 motiviert der Kölner Kardinal Woelki die Gläubigen seines Erzbistums dazu, den rasanten und bedrängenden gesellschaftlichen Trends nicht auszuweichen, sondern einen Veränderungsprozess zu beginnen, der vor allem geistliche Tiefe haben soll. Konkret wünscht er sich die Bildung kleiner Glaubensgruppen, die einander zu wacher spiritueller Zeitgenossenschaft befähigen. Hierdurch kämen sofort die Anliegen der Menschen im Sozialraum in den Blick; und hierdurch erhöhe sich auch umgehend die Bereitschaft, das ganze Handlungsspektrum des Katholischen als wichtig anzuerkennen. Wörtlich heißt es:

---

1 Vgl. als Einblick SELLMANN, Matthias: Synodalität und Partizipation. Die Suche nach neuen ekklesialen Stilformen in aktuellen Prozessen der Kirchenentwicklung, in: Jochen SCHMIEDL / Robert WALZ (Hg.): Die Kirchenbilder der Synoden. Zur Umsetzung konziliarer Ekklesiologie in teilkirchlichen Strukturen, Freiburg i. Br. u. a. 2015, S. 296–318. Populärwissenschaftlicher DERS.: Humpeln war gestern. Ambitionierte Veränderungsprozesse im deutschen Katholizismus, in: Herder Korrespondenz 11 (2015), S. 573–576.

„In solchen geistlichen Gemeinschaften geeint werden sich unsere Seelsorgebereiche und Pfarreien zukünftig wahrscheinlich zu Pastoralen Räumen entwickeln, in denen sie selbst mit allen kirchlichen Einrichtungen wie die unserer Kindertagesstätten, Schulen, Krankenhäuser, Altenheime und die der verbandlichen Caritas als Orte kirchlichen Lebens noch mehr als bisher miteinander vernetzt sein werden. Stärker als bisher werden sie ihre Arbeit aufeinander abzustimmen und sich gegenseitig zu unterstützen haben. So bleibt Kirche auch im Pastoralen Raum vor Ort erfahr- und erlebbar und die Nähe zu den Menschen erhalten.“<sup>2</sup>

Die Intention wird deutlich: Eine qualitätsvolle Nähe der Pastoral soll vor Ort erhalten bleiben, indem man die Infrastrukturen des großen Sozialraums klüger – eben netzwerkförmig – ausnutzt.

Ebenfalls markant ist das Netzwerkdanken im Erzbistum Freiburg. Schon in der Einführung zum Leitbild „Der Kirche ein Gesicht geben“ wird das Thema angespielt. Dort heißt es:

„Mit der pastoralen und rechtlichen Weiterentwicklung der Seelsorgeeinheiten wird zum Einen im Sinne eines Netzwerkes die partnerschaftliche und arbeitsteilige Zusammenarbeit zwischen den Gemeinden einer Seelsorgeeinheit intensiviert. Zum Anderen wird das kirchliche Leben in den Gemeinden vor Ort, wo die Kirche den Menschen nahe ist, gestärkt. [...] In Würdigung der Berufung der Getauften und Gefirmten und in Anerkennung für das kirchliche Leben in den Gemeinden werden in der Seelsorgeeinheit das örtliche kirchliche Leben vernetzt und die pastoralen Aufgaben konzeptionell verantwortet.“<sup>3</sup>

Anders als bei Kardinal Woelki steht hier also die Kooperationsfähigkeit der einzelnen Gemeinden im Fokus. Bemerkenswert ist dabei am Rande, dass das Frei-

---

2 WOELKI, Rainer Maria Kardinal: „Du sollst ein Segen sein“. Fastenbrief 2015. Hg. vom BISCHÖFLICHEN GENERALVIKARIAT, Stabsstelle Kommunikation, Köln 2015, S. 5. Eine sehr ähnliche Konzeption wie Kardinal Woelki bietet das Wort der Deutschen Bischöfe „Gemeinsam Kirche sein“ unter der Überschrift der „Pfarrei neuen Typs“, vgl. SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ (Hg.): „Gemeinsam Kirche sein“, Bonn 2015, S. 51–53.

3 ERZBISCHÖFLICHES ORDINARIAT FREIBURG (Hg.): Der Kirche ein Gesicht geben. Richtlinien für Seelsorgeeinheiten, Freiburg i. Br. 2015, S. 5; vgl. auch ebd., S. 6: „In der Seelsorgeeinheit mit ihren Gemeinden ist die Kirche in einem vernetzten Lebens- und Sozialraum gegenwärtig und unmittelbar erfahrbar.“

burger Papier auf ein Vorgängerdokument aus dem Jahr 2005 verweist, das ebenfalls bereits mit der Netzwerkidée gearbeitet hat. Hier aber war der Blick vor allem auf die einzelnen Gläubigen als Netzwerkknoten gefallen:

„Als Erzdiözese sind wir eine Gemeinschaft im Glauben, bestehend aus vielen Formen wie Pfarrgemeinde, Seelsorgeeinheiten, Orden, Klöster, geistliche Gemeinschaften, Gruppen, Verbände, Orte gelebten Glaubens usw. Alle bilden ein Netzwerk von Glaubenden, bestehend aus vielen Knotenpunkten, die sich miteinander abstimmen und aufeinander verweisen.

Das Bewusstsein, einerseits vom Ganzen getragen, andererseits aber für die Stabilität und eine möglichst große Dichte dieses Netzwerkes bedeutsam zu sein, prägt unser pastorales Handeln. [...] Menschen, die für unseren Glauben aufgeschlossen sind und eine Heimat suchen, verweisen wir auf diese Vielfältigkeit unseres ‚Netzwerkes Kirche‘. Verortung, Vernetzung und Vertiefung unseres Handelns bilden eine Einheit.“<sup>4</sup>

Ein drittes Beispiel: In seiner Monografie „Kirche in der Netzwerkgesellschaft“ analysiert Holger Baumgard, dass es Politiknetzwerke seien, in denen maßgebliche zivilgesellschaftliche Diskurse über die zu gestaltende Zukunft abliefen. Eine Kirche, die sich selber als Werteagentur und Überzeugungsgemeinschaft verstehe, finde hier „ein reiches Betätigungsfeld, das ihrem ureigenen Selbstverständnis und Sendungsauftrag entspricht.“<sup>5</sup> Baumgard modelliert Kirchenentwicklung auffälligerweise nicht selbst netzwerkförmig, sieht sie aber durchaus als Netzwerkkteurin und als Stimulatorin eines diakonischen Netzwerkes. Für ihn ist ekklesiologisch klar:

„Nicht die Kirche selbst, wohl aber das sozialetische Sprechen und Lehren der Kirche kann als Netzwerkgeschehen verstanden werden. [...] Der Netzwerkpro-

---

4 ERZBISCHÖFLICHES ORDINARIAT FREIBURG (Hg.): Den Aufbruch gestalten. Pastorale Leitlinien der Erzdiözese Freiburg, (o. O.) 2005, S. 21.

5 BAUMGARD, Holger: Kirche in der Netzwerkgesellschaft. Gesellschaftsdiakonie als Herausforderung der Kirche, Münster 2005, 24.

zess dieses kirchlichen Verständigungsprozesses ist, so meine These, die konkrete Sozialgestalt einer gesellschaftsdiakonisch handelnden Kirche in Politiknetzwerken.“<sup>6</sup>

Dies kann man, folgt man einer anderen theologischen Monografie zum Thema, auch ganz anders sehen. Helmut Eder betitelt seine Dissertation programmatisch mit „Kirche als pastorales Netzwerk. Chancen und Konsequenzen einer operativen Kirchenkonzeption“.<sup>7</sup> Für Eder ist klar: Wer Kirche als pastorales Netzwerk gestaltet, gewinnt ihre „für die Zukunft angemessene Organisations-, Kommunikations- und Sozialform [...]“.<sup>8</sup>

Diese kurze Exkursion durch drei Genres kirchlicher und theologischer Selbstvergewisserung zeigt dreierlei:

1. Das Denken in Netzwerkkategorien hat deutliche Konjunktur.
2. Am Denken in Netzwerkkategorien kristallisiert sich die Hoffnung aus, die verschiedenen Sozial- und Praxisformen des Katholischen im größeren Verantwortungsraum sowohl zueinander zu vermitteln als auch miteinander auf die ihnen externen Ziele auszurichten.
3. In den genauen Konzepten von pastoralen Netzwerkstrukturen können sich sehr unterschiedliche strategische Interessen manifestieren. Wer und was woraufhin vernetzt

---

6 Ebd., S. 421 f.

7 EDER, Helmut: Kirche als pastorales Netzwerk. Chancen und Konsequenzen einer operativen Kirchenkonzeption, Wien u. a. 2012.

8 Ebd., S. 10. Nur am Rand sei bemerkt, dass auch Charles Taylor die Kirche vom Ursprungssinn netzwerkförmig beschreibt, wenn er formuliert: „In diesem Sinn ist die Kirche eigentlich eine Netzwerkgesellschaft, wenn auch von ganz unvergleichlicher Art, denn die Beziehungen sind nicht durch irgendwelche historisch gegebenen Formen der wechselseitigen Bezogenheit – wie zum Beispiel Verwandtschaft, Treue gegenüber dem Häuptling oder dergleichen – vermittelt. Sie geht über alle diese Formen hinaus, ohne sich jedoch in eine Kategorie reale Gesellschaft zu verwandeln, die auf Ähnlichkeiten ihrer Mitglieder basiert (wie zum Beispiel Gleichheit der Staatsangehörigkeit). Vielmehr entwickelt sie sich zu einem Netzwerk immer wieder verschiedener Agape-Beziehungen.“ TAYLOR, Charles: Ein säkulares Zeitalter, Frankfurt a. M. 2009, S. 480; vgl. ganz ähnlich und mit Bezug auf Taylor auch JOAS, Hans: Glaube als Option. Zukunftsmöglichkeiten des Christentums, Freiburg i. Br. 22013, S. 201–218, hier bes. S. 212 f.

werden soll und was man unter „vernetzen“ operativ überhaupt versteht, differiert deutlich. Für den konkreten Planungs- und Praxiseinsatz bedarf es daher einer Klärung von Kategorien, Begriffen, Folgenabschätzungen, Kompetenzen und systemischen Erwartungen.

Gerade diesen letzten Punkt hat Miriam Zimmer in ihrer konzisen Analyse pastoraltheologischer Netzwerkkonzeptionen stark gemacht, indem sie treffend beschreibt, dass in den weitaus meisten Fällen der Begriffsgebrauch über den des Umgangs mit einer Bildmetapher nicht hinauskommt.<sup>9</sup>

Der im Folgenden dargebotene Gedankengang reflektiert erste Erprobungen eines nicht metaphernförmigen Einsatzes von Netzwerkinstrumenten im pastoralen Raum hinsichtlich ihrer pastoral-, näherhin ihrer gemeindeftheologischen Bedeutung. Die diesem Buch zugrundeliegenden Erfahrungen im Erzbistum Paderborn haben Erkenntnisse und Orientierungslinien zutage gefördert, die elementar erscheinen, soll der Netzwerkbegriff zu Recht die oben skizzierten Hoffnungen auf pastorale Innovation schultern können.

Zwei großformatige Überlegungen, die in sich viele einzelne Akzente der derzeitigen gemeindeftheologischen Debatte bündeln, kommen in den Blick. Diese strukturieren auch die beiden folgenden Hauptteile. Die pastoraltheologische Bedeutung des Denkens und Handelns in Netzwerkdynamiken liegt in einer konzeptionellen und einer geistlichen Dimension. Erstens: In der konzeptionellen Dimension vermag eine Pastoral als Freisetzung von Netzwerkdynamiken aus der Falle der Verkirchlichung, also dem Ekklesiozentrismus herauszuführen, der, so wird hier argumentiert, wie Mehltau an den mentalen Modellen aktueller Kirchenentwicklungspfade hängt (Abschnitt 2). Und zweitens: In der geistlichen Dimension von Christ- und Kirchesein vermag ein netzwerkförmiger Stil von Pastoral eine bestimmte Ontologie zu katalysieren, die die Kraft hätte, zur attraktiven Kurzformel von christlicher Identität zu werden: Subjekt- und Bürgersein als relationale Erfahrung; Sich-Geben als Grundformel des Daseins (Abschnitt 3).<sup>10</sup>

---

9 Vgl. ZIMMER, Miriam: Soziale Netzwerke und katholische Pastoraltheologie. Eine Diskursanalyse aus soziologischer Perspektive (= ZAP-Workingpaper 2), Bochum 2015 (= [www.zap-bochum.de/content/ZAP\\_Workingpaper\\_2\\_Zimmer\\_Netzwerke.pdf](http://www.zap-bochum.de/content/ZAP_Workingpaper_2_Zimmer_Netzwerke.pdf) [abgerufen am 12.11.2016]); vgl. auch Kapitel 2 in diesem Buch.

10 Es ist zu betonen: Diese Linien zeigen sich im Nukleus, nicht schon an der Reife des Projektes im Erzbistum Paderborn. Wie immer, ist es leichter, pastoraltheologische Horizonte in

## 2 DER AUFBAU PASTORALER NETZWERKSTRUKTUREN ALS CHANCE DES ABBAUS VON EKKLESIOZENTRIK

Die erste ins Auge springende Bedeutung einer netzwerkförmig inspirierten Pastoral ist eine Befreiung. Die These lautet: Pastoral als Modellierung von Netzwerkstrukturen überwindet in vielfacher Hinsicht das mental und strukturell dominierende Modell einer ekklesiozentrischen Gemeindeftheologie. Denn die Nutzung von netzwerkgenerierenden Instrumenten und der Aufbau von Vernetzungskompetenz bei den pastoralen AkteurInnen katalysiert die intermediäre Wirkung kirchlicher Organisation auf der Meso-Ebene der Gesellschaft. Pastorales Wirken kommt heraus aus der eher mikroförmigen Interaktionsebene, also der Vergruppung und der *Clustering*, ohne diese zu entwerten. Christsein wird allianzfähiger, planungskompetenter, öffentlichkeitsbewusster und pluraler.<sup>11</sup>

Diese Behauptung wird im Folgenden an drei Aspekten gezeigt (2.3.). Vorher ist allerdings zu definieren, was mit Ekklesiozentriertheit gemeint ist (2.1.) und wie sich dieses sowohl mentale als auch strukturelle Kirchenmodell im Raumverhalten auswirkt (2.2.).

### 2.1 EKKLESIOZENTRIK ALS HYPOTHEK EINER ÜBERKOMMENEN (GEMEINDE-)PASTORAL

Eine anekdotische Beobachtung zu Beginn: Wer über soziologische Netzwerktheorie vor kirchlichem Publikum – sei es ehren- oder hauptamtlich – referiert, hat auch die Pflicht, über die „Theorie struktureller Löcher“ zu informieren.<sup>12</sup> Damit ist gemeint, dass Netzwerke sich stets fragmentarisch verstehen und

---

den Erfahrungen vor Ort zu lesen, als diese auch praktisch vor Ort zur Realisation zu bringen. Das Aussichtsdeck ist meistens komfortabler als der Maschinenraum. Gut, dass es in dem hier zu reflektierenden Projekt zu einer guten Bekanntschaft zwischen beiden Schiffsteilen gekommen ist!

- 11 Zum Verständnis des Folgenden ist die Notiz wichtig, dass hier von einer Umsetzung der Netzwerktheorie die Rede ist, wie sie in diesem Buch als sinnvoll und sachgerecht vorgestellt wird. Die im Folgenden genannten positiven Effekte treten nicht notwendig dann auf, wenn man irgendwie vernetzt, sondern wenn man es gemäß der Kompetenzen betreibt, die wir unter dem Begriff der Netzwerkkompetenz als Unterfall umfassender Planungs- und Zielbildungskompetenzen modellieren.
- 12 Vgl. nur SCHEIDEGGER, Noline: Die Wirkung struktureller Löcher auf den Karriereerfolg im Management. Eine kontingente Betrachtung, in: Christian STEGBAUER (Hg.): Netzwerkanalyse

niemals eine Totalabdeckung des Raumes intendieren, in dem sie sich entwickeln wollen. In Visualisierungen von Netzwerken gibt es daher stets Räume, in denen das Netzwerk eben gerade nicht präsent ist. Dies ist schon von daher wichtig, als dass Netzwerkevolution oder -management u. a. immer auch bedeutet, sich dynamisch in solche ‚Löcher‘ hinein zu erstrecken – und damit neue Löcher zu hinterlassen. Gerade die Metapher vom Netz könnte dazu verleiten, sich eine Art Gesamtschirm des Raumes zu denken, eine Art Totalabdeckung und -erfassung. Besonders im religiös-kirchlichen Assoziationszusammenhang findet dieses Missverständnis guten Humus, wird doch Pastoral in gewissem Sinn zumeist als eine totale Adressierung des anderen Subjekts in seiner Biografie verstanden<sup>13</sup> – ein Denken, das sich in der Raumdimension schnell verselbstständigenden kann.

Und tatsächlich: Die Vorstellung, man könne in einer Pfarrei strukturelle Löcher der intendierten Ansprache haben oder diese sogar wollen, löst bei kirchengemeindlichem Publikum mit großer Verlässlichkeit Irritation aus. Dass man einen meist unbewusst vorhandenen, mitunter aber auch explizit erhobenen Allzuständigkeitsanspruch des pfarrlichen Territoriums nicht einlösen könne; und dass man eben nicht alle Menschen auf dem Gelände in welcher Weise auch immer mitmeint oder mitrepräsentiert – das kränkt ein mentales Modell, das tief in der katholischen DNA verankert zu sein scheint.

Worauf man hier stößt, bezeichnet die Katholizismusforschung als die „Verkirchlichung des Christentums“.<sup>14</sup> Dieser Prozess greift etwa ab dem Beginn des 19. Jahrhunderts und steht in Zusammenhang mit den ohnehin in jener Zeit strukturbildenden und gesamtgesellschaftlich ablaufenden Differenzierungs- und Institutionalisierungsprozessen. Pointiert gesagt: So wie sich Wirtschaften zum Handelsverkehr verengt, Regieren zur Verwaltung, Bildung zum Schulbesuch oder Intimität zur Ehe, so verengt sich religiöse Existenz zum Kirchesein. Unter dem Druck der sich bildenden Organisationsgesellschaft wird Kirchesein sozusagen zum Ziel und zur wichtigsten Ausdrucksgestalt von Christsein. Eine Sozialform, nämlich die der normativ-konfessionalistischen Kirchenzugehörigkeit, formatiert und steuert die Impulse der religiösen Selbstinterpretation. Vor

---

und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2010, S. 503–517.

13 Erinnert sei an Michel Foucaults Analyse der Pastoralmacht.

14 Die folgenden Ausführungen variieren Überlegungen aus SELLMANN: Katholische Kirche heute, hier S. 139 f.

allem aber: Kirche und Welt streben auseinander und profilieren sich wechselseitig aus. Kirche wird selbst institutionell, ja im gewissen Sinne kosmisch und zum Narrativ für alles Existenzbestimmende. Als Subgesellschaft mit erhobenem und erfahrenem Totalanspruch auf Sinnbestimmung und Sinnlenkung kann sie sich der Welt gegenüberstellen und selbst zur bestimmenden Welt werden. Kürzer: Der Kirchenbegriff bekommt eine soziale Relevanz, über die er vor- und zeitlich schlicht nicht verfügte.<sup>15</sup>

Das Analyseschema der Verkirchlichung des Christentums verwendet August Pieper bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts für das einsetzende Bestreben der Bischöfe, die katholischen Organisationen enger an sich zu binden.<sup>16</sup> Bekannt geworden ist das Erklärungsmodell durch Franz-Xaver Kaufmann und Karl Gabriel. Die beiden Religionssoziologen analysierten in den späten 1970er Jahren, dass der Katholizismus der bürgerlichen Gesellschaften Europas im Zuge der funktionalen Differenzierung eine Zentralisierung und Bürokratisierung des Glaubens vollziehe, deren Umfang kirchengeschichtlich als erst- und einmalig gelten könne. Die damals geäußerte These lautet:

„Wir können abkürzend sagen, dass das Christentum [...] sich in dem Sinne verkirchlicht, dass das Christliche zunehmend nur noch mit dem explizit Religiösen und das Religiöse mit den etablierten Kirchen und religiösen Gemeinschaften identifiziert wird, diese selbst jedoch zunehmend den Charakter religiöser Organisationen annehmen, deren Eigendynamik mit den Möglichkeiten individuellen Glaubens nur noch sporadisch zur Deckung zu bringen ist.“<sup>17</sup>

---

15 Schon 1978 beobachtet KAUFMANN, Franz-Xaver: Kirche begreifen. Analysen und Thesen zur gesellschaftlichen Verfassung des Christentums, Freiburg i. Br. u. a. 1978, S. 65–67 etwa die Semantik des „Kirche und ...“. Gemeint sind innerhalb kirchlicher Systeme (auch im Protestantismus) übliche Verhältnisbestimmungen wie „Kirche und Welt“, „Kirche und Arbeiterschaft“, „Kirche und Jugend“, „Kirche und Stadt“ usw. Die Sprache ist hier verräterisch, denn sie offenbart eine Idee von Kirche, die scheinbar Welt- und Bevölkerungsteile von sich abspalten kann, ohne ihre Identität zu verlieren. Kirche wird also v. a. überzeitlich, übergesellschaftlich konzipiert – sie wird sakralisiert und programmatisch ihrer sozialen Kontingenz enthoben.

16 Vgl. HÜRTE, Heinz: Zukunftsperspektiven kirchlicher Zeitgeschichtsforschung, in: Ulrich von HEHL / Konrad REPGEN (Hg.): Der deutsche Katholizismus in der zeitgeschichtlichen Forschung, Mainz 1988, S. 101.

17 KAUFMANN: Kirche begreifen, S. 102 f.; vgl. neuerdings DERS.: Kirchenkrise. Wie überlebt das Christentum? Freiburg i. Br. u. a. 2011, S. 73–97.

Ein mehrfacher Filter also verengt das kulturelle und biografische Phänomen christlicher Existenzgestaltung: Reduktion des Christlichen auf das Religiöse; Reduktion des Religiösen auf das Konfessionelle; Reduktion des Konfessionellen auf das Organisierte.<sup>18</sup> Das operative Instrumentarium dieser Verkirchlichung ist von Kaufmann und Gabriel oft benannt und tiefgehend analysiert worden: Ultramontanismus als ideologische Matrix; Sakralisierung der Kirchenstrukturen, vor allem des Priestertums; Gleichschaltung von Hoch- und Volksreligion; papstzentrierte Frömmigkeit; romzentrierte weltkirchliche Bürokratisierung; Spezialisierung des kirchlichen Personals auf liturgische und seelsorgliche Funktionen; verfestigter Ständedualismus aus Klerikern und Laien; katechetisch verengte Bildungsoffensiven; gewollte Zuspitzung des konfessionellen Konflikts; Milieubildung usw.<sup>19</sup>

## 2.2 VERKIRCHLICHUNG UND RAUMDIMENSION

Es lohnt sich, im Rahmen der hier einschlägigen Frage nach der Innovationskraft von Netzwerkdenken diese Großprozesse der Verkirchlichung in ihrer Raumdimension enger zu beleuchten. Die eingangs notierte Irritation ob der Behauptung, Pastoral könne tatsächlich strukturelle Löcher wollen, hat schließlich einen sehr deutlichen Raumbezug. Offenbar hat Verkirchlichung etwas mit der Suggestion territorialer Kontrolle zu tun. Historisch gesehen ist dies einigermassen paradox, kann doch als ein entscheidender Auslöser eines auch programmatisch proklamierten Apartheit-Verhältnisses von Kirche und Welt der Reichsdeputationshauptschluss von 1804 angesehen werden. Hier wurde eine Raumordnung historischen Ausmaßes betrieben, die bis heute die innerkirchliche Wahrnehmung auf die Moderne kontaminiert und Säkularisierung als Übertragung von Kircheneigentum in weltliche Hände diskreditiert. Am Beginn der Verkirchlichung steht also gerade der Verlust von Raum. Spannend ist nun, dass genau diese Zerschlagung des realen Raumes zu einem Katalysator für eine

---

<sup>18</sup> Überlegenswert wäre, ob nicht faktisch im Normalbild des territorial Katholischen eine weitere Reduktion greift: Reduktion des Organisierten auf das Gemeindlich-Moralische, also auf einen bestimmten Code bürgerlicher Anständigkeit mit religiösen Vorzeichen, gruppenhafter Vergesellschaftung und liturgischer Verhaltenserwartung.

<sup>19</sup> Zum Ganzen auch weiterhin Standard: GABRIEL, Karl: Christentum zwischen Tradition und Postmoderne, Freiburg i. Br. u. a. 1998, S. 80–104.

viel großformatigere Topologie herangereift ist, die in nichts geringerem als einer Art Weltherrschaft durch Weltgegnerschaft besteht, symbolisiert durch das global normative Papsttum.<sup>20</sup> Beide Prozesse verlaufen gleichsinnig: Verlust von Kirchengesamt und Aufbau eines kirchengeschichtlich einmaligen römischen Zentralismus, dessen Triumphalismus in der Unfehlbarkeitserklärung des Ersten Vatikanischen Konzils von 1870 gipfelt – und dies direkt nach einem weiteren Gebietsverlust, nämlich des Kirchenstaates, ebenfalls im Jahr 1870. Kaufmann spricht pointiert von einer „Ablösung der religiösen Bezüge vom territorialen Regiment“<sup>21</sup>, welche die organisatorische Zentralisierung erst notwendig gemacht habe und damit als entscheidender Katalysator von Verkirchlichungsdynamiken betrachtet werden kann.

Wichtig für unseren Zusammenhang aber ist vor allem: Mit der Aufkündigung des territorialen Regimentes geht keineswegs eine Geringschätzung oder gar Vernachlässigung der Raumdimension einher. Vielmehr greift ab jetzt eine ungleich mächtigere Idee pastoraler Weltdurchdringung durch Pfarreien, die den Anspruch haben, die ganze ‚Welt‘ auf sich zu beziehen und zu evaluieren. Das Katholische als das Wahre, Einzige, Wichtigste wird zur Referenzgröße, an der sich auch das Säkulare auszurichten habe. Als einer Illustration unter vielen möglichen anderen sei auf das Lehrbuch „Pastoraltheologie“ von Michael Pfliegler aus dem Jahr 1962 verwiesen. Es steht historisch zwischen der vorkonziliaren und der Konzilszeit. Pfliegler (1891–1972) war von 1946 bis 1961 Professor für Pastoraltheologie an der Wiener Fakultät.<sup>22</sup> Die normative Allzuständigkeit einer Pfarrei für alle auf dem Territorium Wohnenden wird in seiner Konzeption sehr plastisch, da er mit vielen räumlichen Bildern arbeitet. So ist ihm in Anlehnung an K. Noppel die Pfarrei die „Kolonie des Himmels auf Erden“ (128); in den Pfarrangehörigen identifiziert er „Ansiedler um das Haus Gottes“ (127). Taufe ist „Zusiedlung“ (127), Begräbnis Abschiedsfeier und Aufnahme in die „eschatologische Gemeinschaft“ (127), als deren Spiegel die irdische Pfarrei ihre Sendung lebt. Die

---

20 Dies kann hier nur angedeutet werden; siehe ausführlich HOFF, Gregor Maria: *Ekklesiologie*, Paderborn u. a., S. 121–126.

21 KAUFMANN: *Kirche begreifen*, S. 68.

22 Vgl. Pfliegler, Michael: *Pastoraltheologie*. Wien u. a. 1962 (Die folgenden Zahlen in Klammern verweisen auf diesen Text). Zu Leben und Werk vgl. SZEGVARI, Stephan: *Seelsorge im Hier und Jetzt*: Michael Pfliegler, in: Anton ZOTTL / Werner SCHNEIDER (Hg.): *Wege der Pastoraltheologie. Texte einer Bewusstwerdung. 20. Jahrhundert*. L. Bopp / M. Pfliegler / F.X. Arnold, Eichstätt 1988, S. 77–99.

kirchliche Zugehörigkeit verbindet stärker als die „bezirkspolitische, juristische“ (125). In Großstädten verwirren Orden und Verbände, da sie den Pfarrzwang verunklaren (125 f). „Der Pfarrer ist der Vater der Pfarrfamilie“ (126) und befindet sich als solcher stets im aufreibendem Kampf um die Seelen der ihm Anvertrauten. Diese lassen sich in acht Gruppen fassen, die nach ihrer Nähe bzw. Ferne zur Mitte der Pfarrei hin geordnet werden (130–144):<sup>23</sup> die aus dem Mysterium leben und den innersten Ring bilden; die ihre Christenpflichten erfüllen; die Randkatholiken; die Lauen<sup>24</sup>; Die Kirchenfremden; die der Kirche feind sind; die Apostaten; die Getauften nicht-katholischen Bekenntnisses. Insgesamt gilt: „Es muss zudem gesagt werden, dass auch die Irrgläubigen der Sorge des Pfarrers empfohlen sind.“ (143).

Man erkennt an diesem Beispiel sehr deutlich, wie eine Verkirchlichung des Christseins greift: Ein ausgeprägtes Schema von ‚außen‘ und ‚innen‘ scannt die Umwelt der Pfarrei ausschließlich gemäß der Kategorie der loyalen Zugehörigkeit bzw. Nicht-Zugehörigkeit; es ist deutlich ressentimentgeladen und von einer Art globaler Wahrheitsgewissheit geprägt; und es bewertet den ideellen Raum der Pfarrei höher als den realen der Kommune.<sup>25</sup>

---

23 Pfliegler empfiehlt ebd., S. 144, sogar die gepflegte Führung einer Pfarrkartei dergestalt, dass alle Mitglieder gemäß der Zugehörigkeit zu den oben genannten Gruppen als Personenblatt verschiedenfarbig geführt werden solle. So erkenne man auf den ersten Blick den Lauen, den Apostaten, den Kern usw.

24 Ebd., S. 136: „Die Leute haben einen merkwürdig guten Schlaf. Klar, dass die dünne Glaubensluft ihrer Umwelt und ihrer Zeit auf sie beruhigend wirkt. [...] Es ist ihnen nicht leicht beizukommen, diesen Lauen.“

25 Vgl. für eine ausführlichere ekklesiologische Deutung auch SANDER, Hans-Joachim: nicht ausweichen. Die prekäre Lage der Kirche, Würzburg 2002. Sander schlägt vor, zwei ekklesiale Großoptionen zu kontrastieren, die er als Religionsgemeinschaft und als Pastoralgemeinschaft markiert. Das ekklesial codierte Christsein, das von sich auf andere schließt und den Raum auf sich bezieht (die ekklesiale Wer-Identität), wirkt religionsgemeinschaftlich und exkludierend. Die, nach Sanders Interpretation, pastoralgemeinschaftliche Option, die mit dem Vatikanum II als dogmatische Sprach- und Denkform errungen worden sei, operiert umgekehrt: Kirche/Gemeinde bezieht sich auf den sie umgebenden Raum, realisiert eine Wo-Identität, inkludiert und erstrebt Relevanz in den Settings, die ihr extern gegeben werden. Ohnehin ist Sanders Denken für eine ausführlichere theologische Interpretation von pastoralen Netzwerkphänomenen zu konsultieren, da er radikal topologisch formatierte systematische Theologie vorantreibt – übrigens maßgeblich inspiriert von der wirkungsstarken *loci-theologici*-Idee des Melchior Cano wie von der semantischen Grundentscheidung des Vatikanum II, dezidiert von einer „Kirche in der Welt von heute“ (*Gaudium et spes*) – und eben nicht über, neben oder gegenüber zu ihr – zu sprechen.

Genau dieses in einem bestimmten Sinn imperiale Raumverständnis eines verkirchlichten Christentums ist heute zu einem zentralen Glaubwürdigkeitsproblem geworden. Die Gründe sind zahlreich, warum es schon lange – sicher seit den sich durchsetzenden Individualisierungstrends ab den 1968er Jahren – keine Substanz mehr in der Sache hat. Die Mitgliedschaftsmotive und -stile innerhalb der römisch-katholischen Konfession haben sich enorm pluralisiert und von den starken normativen Vorgaben emanzipiert.<sup>26</sup> Auch in räumlicher Hinsicht dominiert längst individuelles Wahlverhalten.<sup>27</sup> Aber trotzdem lebt das dahinterstehende mentale Modell weiter, vor allem in jenen gemeindlichen Kernfunktionskreisen, die vor Ort die Aktivitäten des Kirchlichen verantworten und vorantreiben.<sup>28</sup> Gerade weil diese Kreise immer weniger und älter und die überkommenen Gemeindeideen durch die diözesanen Strukturreformen und Pfarreineubildungen deutlich irritiert werden, kann sich die ihnen zugrundeliegende stark verkirchlichte Gemeindeidee verhärten und eine Struktur zementieren, die einen merkwürdigen Kontrast zur sie umgebenden modernen Gesellschaft bildet. Nicht selten können diese Raumideen des „Kerns“ und der ihn umgebenden „konzentrischen Kreise“ nachlassender Bindungsstärke zu echten

---

26 Vgl. nur EBERTZ, Michael N.: Erosion der Gnadenanstalt? Zum Wandel der Sozialgestalt der Kirche, Frankfurt a. M. 1998.

27 Vgl. nur EBERTZ, Michael N.: Milieu-Räume, in: DERS. / Bernhard WUNDER (Hg.): Milieupraxis. Vom Sehen zum Handeln in der pastoralen Arbeit, Würzburg 2009, S. 49–58, S. 80.

28 ZULEHNER, Paul Michael: Art. Gemeinde, in: Peter EICHER (Hg.): Neues Handbuch theologischer Grundbegriffe, Bd. 2, München 1984, S. 52–65 formuliert markant (62): „Die hochaktiven Intensivsegmente der Pfarrei gelten als die ‚eigentliche Sozialform‘ der Kirche; wer sich für sie nicht entschieden hat, wird zunächst in zeit- und personenintensiven Vorgängen zu gewinnen gesucht. [...] Werden solche ‚Eingliederungsprozesse‘ nicht ‚erfolgreich‘ durchlaufen, wird vielfach mit einer Abstoßung bzw. dem Abgehen solcher Bürger gerechnet. [...] Wer in einer Gemeinde mitmacht, gilt nicht mehr als zu versorgender Laie.“ (Hervorhebungen im Text). Empirisch konnten Detlef Pollack und Gergely Roster nachweisen, dass in bundesdeutschen Kirchengemeinden gerade nicht die religiösen Motive für Kohärenz sorgen, sondern die sozialen Wünsche nach Gemeinschaft, Beheimatung und Zugehörigkeit. „Für Deutschland entsteht damit der Eindruck eines weithin traditionellen, durch Immobilität, Überalterung und Konventionalität geprägten Gemeindeverhältnisses, in welchem die sozialen Bindungen wichtiger sind als das Leistungsniveau der kirchlichen Angebote.“ Dies ist etwa im US-Katholizismus ganz anders. Vgl. POLLACK, Detlef / ROSTA, Gergely: Religiöse Vitalität und soziale Heimat – Ein Vergleich katholischer Gemeinden in Deutschland und den USA, in: Kai REINHOLD / Matthias SELLMANN (Hg.): Katholische Kirche und Gemeindeleben in den USA und in Deutschland. Überraschende Ergebnisse einer ländervergleichenden Umfrage, Münster 2011, S. 63–85, Zitat S. 79 f.

Blockaden von Pastoralentwicklung heranwachsen, die Innovationsbestrebungen deutlich erschweren.<sup>29</sup>

Die hier vertretene These kann unter Hinweis auf Hans-Joachim Sanders Unterscheidung<sup>30</sup> wie folgt präzisiert werden:

**Pastoralplanung als Entwicklung von Netzwerkstrukturen im vergrößerten Raum überwindet in vielfacher Hinsicht das mental und strukturell dominierende Modell einer ekklesiozentrischen Gemeindeftheologie, indem sie das durch die Pfarreigrenzen gegebene Territorium für eine pastoralgemeinschaftliche Dynamisierung von Christsein erschließt.**

Wie Netzwerkstrukturen diesen Effekt wahrscheinlicher machen, wird im Folgenden kurz an drei Facetten gezeigt.

### 2.3 AUSRITTE AUS DER VERKIRCHLICHUNG DURCH DIE FREISETZUNG VON NETZWERKDYNAMIKEN: DREI KONKRETIONEN

Inwiefern durch die gezielte Freisetzung von Netzwerkstrukturen eine Alternative zur ekklesialen Codierung des Christseins konzipiert werden kann, lässt sich an der Raumdimension genauso zeigen wie an der Pluralität von Sozialformen oder an der Weiterentwicklung pastoraler Professionalität.

#### A) DIE RÄUMLICHE DIMENSION

Wohl die augenfälligste Veränderung der Pastoral zeigt sich in der Raumdimension. War im früheren gemeindeftheologischen Entwurf<sup>31</sup> die Gemeinde als Kern

29 Vgl. als empirischen Einblick Reinke, Theresa / Zimmerhof, Christina: Ehrenamtliches Engagement im Bistum Speyer: Eine Typologie zu Motivation, Merkmalen und Rahmenbedingungen (= ZAP-Workingpaper 6), Bochum 2016 ([http://www.zap-bochum.de/content/ZAP\\_Workingpaper\\_6\\_Reinke\\_Zimmerhof.pdf](http://www.zap-bochum.de/content/ZAP_Workingpaper_6_Reinke_Zimmerhof.pdf) [abgerufen am 12.11.2016])

30 Vgl. oben unter Fußnote 25.

31 Mit „Gemeindeftheologie“ ist jene Formation von Gemeinde gemeint, die sich etwa ab den 1930er Jahren in Deutschland mehr und mehr zur dominierenden Gestalt entwickelt hat und die normativ geworden ist, wenn es darum geht, die Qualität von „lebendigem“ Gemeindeleben zu bewerten. Kennzeichen dieser Formation ist etwa ihre liturgische Zentrierung, ihre Mittelstandsorientierung, ihre Hochschätzung des Gemeinschaftslebens in der Sozialform der Gruppe, ihr postmaterieller Milieuzuschnitt bei den Hauptamtlichen und ihre Tendenz

gedacht, um den sich mehr oder weniger viele Kreise unterschiedlich großer Radian gruppierten, so hat der durch Netzwerke interpretierte pastorale Raum in diesem Sinne kein Zentrum mehr. Vielmehr evolviert „die“ Pastoral je nach Netzwerkrichtung und -typ hierhin und dorthin, wird dieses oder jenes zentral und wird damit dieses oder jenes zum Rand. Sicher lässt sich liturgisch weiterdenken, dass etwa die Kirchräume zentrale Funktionen des Sammelns und des rituellen Ausdrucks der Einheit im Raum sind. Sie sind es aber nun im besten Sinn des Wortes virtuell, also kraftförmig und symbolisch-repräsentativ. Es geht gerade nicht mehr um die Organisation des Raumes rund um die Kirchtürme und Eucharistiefiern herum; vielmehr werden diese liturgischen Zeichen ihrerseits zu Verweisen auf den kommunalen Raum um sie herum, dem sie ihre kulturell-spirituelle Präsenz als Dienst für eine ihnen externe Zielsetzung anbieten.<sup>32</sup>

Pointiert gesagt: Der kommunale Raum wird pastoral erheblich wichtiger als früher, denn der kirchliche Raum will Ausdruck dieses kommunalen Raumes sein und dezentriert sich auf ihn hin – nicht umgekehrt. Eine netzwerkförmige Gemeindeentwicklung katapultiert das Christsein aus dem ekklesialen Selbstbezug in den säkularen Raumbezug hinein. Ekklesia wird im Wortsinn zur „Herausgerufenen“ und in diesem Sinn Herausgeforderten: aus dem Eigenen in den Raum hinein, den alle bilden.<sup>33</sup>

---

zu einer an Kinderwahrnehmungen orientierten Katechese. Vgl. ausführlicher zu Geschichte, Gestalt und Krise dieses Gemeindetyps BUCHER, Rainer: Die Gemeinde nach dem Scheitern der Gemeintheologie. Perspektiven einer zentralen Sozialform der Kirche, in: Matthias SELLMANN (Hg.): Gemeinde ohne Zukunft? Theologische Debatte und praktische Modelle, Freiburg i. Br. u. a. 2013, S. 19–54; vgl. ebd., S. 122–197 u. S. 210–244 auch die teils deutlich kontroversen Repliken auf Buchers Thesen durch Norbert METTE, Herbert HASLINGER und Andreas WOLLBOLD.

32 Vgl. zu diesen hier nur skizzenhaft möglichen Bemerkungen auch das Fazit dieses Buches.

33 Vgl. zum Ganzen den faszinierenden Entwurf einer „Theologie des Säkularen“ bei WENZEL, Knut: Gott in der Stadt. Zu einer Theologie der Säkularität, in: DERS. / Michael SIEVERNICH (Hg.): Aufbruch in die Urbanität. Theologische Reflexionen kirchlichen Handelns in der Stadt, Freiburg i. Br. u. a. 2013, S. 330–389. Wenzel zeigt plastisch, dass es nicht Aufgabe einer sich gemäß des Konzils dezentrierenden Kirche ist, einen eigenen Raum zu dominieren, sondern im Wortsinn „höflich“ (vgl. ebd., S. 332–336) zu sein, also Höfe/Räume zu sichern, die als „Sphäre der Säkularität“ (ebd., S. 336–341) allen gehören.

## B) DIE SOZIALFORMATIVE DIMENSION

Wie die Zitate eingangs dieses Beitrages gezeigt haben, beruht eine originäre Entdeckung einer pastoral adaptierten Netzwerktheorie darauf, neue und andere Vergesellschaftungsformen des Christseins in den Blick zu nehmen. Mit einigem Recht wird man verallgemeinern können, dass es in den von der ‚Gemeindeftheologie‘ dominierten Zeiten eine Art Monokultur pastoraler Sozialformen gab. Diese bestand, präzise soziologisch beobachtet, in der Priorisierung von Gruppen. Sprach man von „lebendigen Gemeinden“ oder beklagte man, dass „nichts mehr los sei“, hieß das normalerweise, dass es entweder viele Gruppen innerhalb der Gemeinde gab – oder eben gar keine. Das Pfarrheim wurde zum mitunter wichtigeren Sammlungs- und Versammlungsort als die Pfarrkirche; und „Überschaubarkeit“ wuchs zum wichtigsten Kriterium für die dann so genannte „Beheimatungsqualität“ der Gemeinde heran.<sup>34</sup>

Diese Monokultur einer hauptamtlich begleiteten gruppenhaften Vergesellschaftung in einer nahräumlich und interaktiv überschauten Treffensgemeinschaft (‚familienhafte Gemeindekirche‘) prämierte die starken Bindungen (*strong ties*). Erzeugen Gruppen und schaffen starke Bindungen auf der einen Seite eine hohe Berechenbarkeit des sozialen Lebens, hohe Komfortzonen der Sicherheit und der Vertrauensbildung, so ist doch ebenso klar, dass sie kaum in der Lage sind, Umweltinformationen aktiv zu verarbeiten und Komplexitäten auszubalancieren. *Strong ties*, so eine wichtige Einsicht der Netzwerktheorie, sind hochgradig redundant; sie bewältigen Komplexität über kleine Systemzahlen, feste innere Regelgefüge und ausgedehnte Abstimmungsprozesse. Das macht sie zwar stabil, aber auch enorm lernschwach. Genau das ist ja der Grund für die Attraktivität von Clustern und Gruppen: dass man sich in sie relativ überraschungssicher hineinfallen lassen kann.

Diese innere Stabilität wird jedoch durch Abschluss nach außen erreicht. Besteht ein Gesamtsystem vorwiegend aus Teilsegmenten starker Bindungen, kann

---

34 Zwei Zitate zur Veranschaulichung: „Pfarreien sind Verwaltung, Institution, Organisation. Sie sind gekennzeichnet durch einen Verwaltungsbezirk, ein Pfarramt, Büro und Kartei.“ „Heute ist uns Macht verdächtig geworden. Zu oft haben wir Macht als erniedrigend und entwürdigend erlebt. Deshalb erfahren wir Gott nicht mehr in der Macht der Institution einer Weltkirche, sondern in der Liebe. So ist die überschaubare Gemeinde für uns zum Ort der Gotteserfahrung geworden.“ Beide Zitate aus SCHULZ, Heinz-Manfred: Damit Kirche lebt. Eine Pfarrei wird zur Gemeinde, Mainz 1975, S. 22. Zum Ganzen auch SELLMANN, Matthias: Von der ‚Gruppe‘ zum ‚Netzwerk‘. Große pastorale Räume als Chance für eine durchbrechende Vielfalt kirchlicher Sozialformen, in: Anzeiger für die Seelsorge, 119 (2010), S. 19–23.

die externe Umwelt sich nur schwer andocken und droht die innere Gruppenkultur sich selbstbezogen zu verselbstständigen. Diese Verselbstständigung von Gemeindenkernen aber ist eines der meistgenannten Krisensymptome der kirchlichen Gegenwart. Sie bedingt die enormen Schwäche der Gemeindeftheologie, die etwa an folgenden Markern abgelesen werden kann: zu hoher Ressourcenverbrauch an Personal und Immobilien; hohe Ansprüche an Versorgung; Milieuverengung der ‚Aktiven‘ und soziale Exklusion der ‚Anderen‘; diakonische Insuffizienz, u. a. in Bezug auf die Auslagerung von Caritas, Schule, Erwachsenenbildung in eine sog. ‚Kategoriale Pastoral‘; soteriologische Problematik einer ‚Mitmach-Kirche‘; faktische und semantische Verdrängung alternativer Sozialformen des Christseins; latent paternalistische Umgehung der religiösen Selbstbestimmung moderner Individuen; Förderung klerikaler Abhängigkeiten vor allem bei Laien; oftmals liturgischer Verlust des ‚Heiligen‘.

Genau an dieser Stelle kann eine netzwerkförmig freigesetzte Pastoral ansetzen: Denn durch die Netzwerkperspektive kommen auch die schwachen Bindungen (*weak ties*) in den Blick und es offenbart sich ihre enorme Bedeutung für ein lernendes Gesamtsystem Kirche. Neue Sozialformen des Christseins zeigen ihre Stärken darin, dass sie genau deshalb erheblich mehr Umweltinformationen verarbeiten können als Gruppen, eben weil sie sich eher flüchtig, episodisch, projekthaft, unpersönlich und beschleunigter verbinden. Gemeint sind Sozialformen des Christlichen wie das Pilgern, die geistliche Bewegung, der politische Verband, aber auch die Dienstleistung, der Medienkontakt, das *touch & go* der Citypastoral oder, ganz wichtig: das Event. Gerade weil das Territorium größer geworden ist, gerade weil die Pluralität, die Optionalität und die Kontingenz religiöser Informationen ansteigen, zeigt sich der Wert von Sozialformen, wenn in pastoralen Netzwerken schwache Bindungen in den Blick geraten.

### C) VERÄNDERUNG VON ROLLENIDENTITÄTEN

Als dritter „Sprengsatz“ an einer zu stark verkirchlichten Gemeindeidee kann die Veränderung von Rollenidentitäten sowohl von Haupt- wie Nichtamtlichen gelten. Netzwerkförmige Pastoralentwicklung prämiert und katalysiert andere Rollenmuster als alternative Modelle der pastoralen Rauminterpretation.

Insgesamt besteht die Herausforderung in der Durchbrechung eines überkommenen pastoralen Versorgungsschemas, in dem hauptamtliche Seelsorgerinnen und Seelsorger sozusagen zu ‚Brokern‘ und ‚Vertrieblern‘ von religiösen Geheimnissen und ‚Produkten‘ degradiert werden. ‚Broker‘ bedeutet hier: Ohne sie ist der Zugang zur religiösen Erfahrung erschwert. ‚Vertriebler‘ bedeutet: Die Hauptamtlichen müssen gut über den Raum verteilt sein, damit die ‚Kunden‘ immer kurze Wege zum ‚Produkt‘ nehmen können. Tatsächlich lassen sich zentrale Ordnungsvorschriften benennen, die eine solche Versorgungsphilosophie begünstigen: so etwa die Idee der Residenzpflicht von SeelsorgerInnen, das Recht der Gläubigen auf die Applikation und Konsumtion der Sakramente durch den ‚pastor propius‘ oder etwa Bauvorschriften von Kirchen nach dem Motto: Jedem Bergmann seine Kirche vors Bett.<sup>35</sup>

Man kann gar nicht anders, als die enorme pastorale Felddurchdringung zu bewundern, die dieses Modell jahrzehntelang erzielen konnte. Allerdings ist auch unübersehbar, dass das Versorgungsmodell von Zentralitäten her denkt, die, systemtheoretisch gesprochen, die religiösen Leistungs- und Publikumsrollen eindeutig festlegen auf wiederum zentral geweihte oder gesendete Hauptamtliche einerseits und auf Laien andererseits. Als Identitätsmuster hat sich verfestigt: Ich als Getaufte(r) brauche Profis in der Nähe, um „richtig“ katholisch zu sein. Und ich als Hauptamtliche(r) bin faktisch der Kristallisationspunkt, um den herum Gemeindebildung und Kampagnenfähigkeit möglich wird.

Oben wurde bereits beschrieben – und es wird in der aktuellen pastoraltheologischen Literatur auch klar benannt –, dass dieses Versorgungsschema der Pastoral nicht länger aufrechtzuerhalten und dass diese Veränderungsnotwendigkeit positiv zu bewerten ist. Die Erprobung von Alternativen ist im vollen Gange.

Wird der große pastorale Raum als Netzwerk entwickelt, erfolgt eine gänzlich andere Interpretation der erforderlichen Rollen. Der Paradigmenwechsel ist enorm, denn er tendiert zu dezentraler Selbstorganisation. Auf die Dauer wird man erwarten können, dass das Christsein der vielen Getauften sich deutlich von

---

35 So lautete eine pastoralplanerische Devise im Bistum Essen kurz nach der Bistumsgründung in den 1950er Jahren. Konkret hieß das, im Ballungsraum des Ruhrgebiets etwa alle 750 Meter einen Kirchenbau anzustreben. Vgl. zu den Hintergründen ausführlich DAMBERG, Wilhelm: „Jedem Bergarbeiter seine Kirche neben's Bett“. Katholiken, Kirche und Stadtentwicklung in der Geschichte des Ruhrgebietes, in: Stefan BRÜGGERHOFF / Michael FARRENKOPF / Wilhelm GEERLINGS (Hg.): Montan- und Industriegeschichte. Dokumentation und Forschung. Industriearchäologie und Museum. Festschrift für Rainer Slotta zum 60. Geburtstag, Paderborn u. a. 2006, S. 261–273.

den Ressourcen verfügbarer Hauptamtlichkeit emanzipiert und sozusagen erwachsener, selbstständiger, selbstbestimmter wird. Dadurch werden Hauptamtliche nicht einfach entbehrlich – zum Beispiel erfordert Netzwerkmodellierung Ressourcen für den Aufbau, den Unterhalt und die Unterstützung, die rein ehrenamtlich kaum zuzumuten sind. Aber die jeweiligen Rollenprofile verändern sich doch sehr. Gemeindeleben wird keineswegs unwirksamer – aber es wird unsichtbarer, denn es verschmilzt stärker mit Effekten im kommunalen Raum.<sup>36</sup> Für die Hauptamtlichen stehen Kompetenzerweiterungen an, die klar beschreibbar sind.<sup>37</sup> In jedem Fall wird durch Netzwerkorganisation die operative Einheit des Pastoralteams in seiner Unersetzlichkeit gestärkt; die Allianzfähigkeit mit säkularen Partnern wird ausgebaut; die Pluralität der professionellen Typen und Berufsbilder wird erweitert; die Ernsthaftigkeit von Zielfindungs- und -erreichungsprozessen wird katalysiert; Erfolgserlebnisse pastoral-professionellen Handelns werden konkreter fassbar.

Trotzdem: Soll das Schema „Dezentrale Selbstorganisation von Christsein“ das Schema „Religiöse Versorgung“ ablösen, ist dies ein epochaler Prozess, der viel Zeit und viel Ambiguitätstoleranz aller Beteiligten erfordern wird. Es wird wichtig sein, auch die genuin theologische und geistliche Dimension dieses Umbruches zu erfassen.

### **3 DER AUFBAU PASTORALER NETZWERKSTRUKTUREN ALS GEISTLICHE CHANCE FÜR EINE SPIRITUALITÄT DER RELATIONEN**

Denn: Eine Pastoralplanung mit den Vorzeichen der soziologischen Netzwerktheorie steht üblicherweise unter dem Generalverdacht des Sozio-Technischen. Tatsächlich wird, oberflächlich betrachtet, Pastoral entemotionalisiert

---

36 Theologisch wird diese Öffnung etwa von Karl Rahner in der These 3 seines bekannten Säkularisierungsaufsatzes wie folgt gefasst: „Gegenüber der von der Kirche selbst in ihre pluralistische säkulare Situation entlassene Gesellschaft hat die Kirche, gerade weil sie diese Gesellschaft nicht integralistisch, doktrinär und rechtlich in ihren konkreten Entscheidungen manipulieren kann, eine ganz neue Aufgabe, die man vielleicht als ‚prophetisch‘ qualifizieren könnte.“ RAHNER, Karl: Theologische Reflexionen zum Begriff der Säkularisation, in: DERS.: Schriften zur Theologie, Bd. VIII, Einsiedeln u. a. 1967, S. 637–666, hier S. 648; vgl. den ganzen Abschnitt ebd., S. 648–655.

37 Vgl. dazu Kapitel 7 dieses Buches.

und für manche wohl auch entspiritualisiert. Die sicherheitsgebenden Gruppenbildungen und Cluster werden kritisch unter die Lupe genommen; die starken Bindungen werden wünschenswerterweise durch schwache Bindungen ergänzt; Pastoral soll planungskompetent werden und die Ebene der familialen Interaktion übersteigen können; mit außerkirchlichen Partnern werden Allianz-bündnisse geschmiedet; Heimat als Sinn von Gemeinde wird angezweifelt; der große Raum soll dezentral erschlossen werden; ‚strukturelle Löcher‘ gelten nicht als Betriebsunfall, sondern als Regel – all das klingt stark nach Kopf und wenig nach Bauch oder Herz.

Zum Schluss dieses Beitrages soll diesem Befund, wenn auch in gebotener Kürze, widersprochen werden. Fragt man nach der pastoraltheologischen Bedeutung der soziologischen Netzwerktheorie, kann mit hohem Recht auch eine durch und durch spirituelle Sinngebung behauptet werden. Diese besteht in einem geistlichen Identitätsangebot, nämlich in und für ‚die Welt‘ ein Ort von Verknüpfung und von polarer Begegnung zu werden.

Als theologischer Bezugspunkt einer solchen ‚Ontologie der Relationen‘ kann ein bekanntes Büchlein von Klaus Hemmerle gelten. Er schreibt es 1976 als Festgabe für Hans-Urs von Balthasar und nennt es: „Thesen zu einer trinitarischen Ontologie“.<sup>38</sup> Dieses Werk gilt trotz seines Alters, seiner Kürze und seiner nur schwierigen akademischen Anschlussfähigkeit als einer der inspirierendsten Beiträge zur Trinitätstheologie.<sup>39</sup> Aber nicht nur das: Es ist bekannt, dass Hemmerle mit seiner Theologie immer auch eine geistliche Intention verband, die weit darüber hinausging, auf raffinierte Weise frömmen zu werden. Hemmerle wollte Zeitgenosse seiner Epoche sein und als solcher eine religiöse Identität vordenken, die keineswegs eine wohlwollende Komfortnische der Moderne benötigt, um sich zu behaupten. Nach Hemmerle ist Religiosität kein dekorativer oder moralisch gebotener Zusatz zu zeitgemäßer Identität, sondern ihr Ausdruck und ihr ständiger Antreiber. Genau mit dieser Intention ist der 1994 verstorbene frühere Bischof von Aachen einer der verlässlichsten Theologen jen-

---

38 HEMMERLE, Klaus: *Thesen zur trinitarischen Ontologie*, Einsiedeln 21992 [1976]. Die Zahlen in Klammern verweisen auf dieses Werk.

39 Vgl. neuerdings SELLMANN, Matthias (Hg.): *Gedankengänge. Klaus Hemmerles Theologie als Projekt beweglichen Denkens*, Würzburg 2017 (im Druck). Hier finden sich viele weiterführende Literaturverweise.

seits einer Verkirchlichungsidee des Christseins. Sein Identitätsentwurf ist genauso wie seine Ekklesiologie mundan ausgerichtet: Kirche und Christsein fügen dieser ‚Welt‘ nichts hinzu, sondern lesen sich aus ihr ab und in sie hinein.<sup>40</sup>

Darum auch Ontologie und nicht Moral, Dogma oder Institutionenlehre als Fundament von personaler und kirchlicher Existenz. Das Subjektsein erfüllt sich nach Hemmerle in der Analogie zum Sein, gewinnt seine Freiheit gerade aus dem Mit- und Nachvollzug des Seins, was nie einfach nur Kopie ist, sondern immer neue Genese.

Denn, und hier kommen wir zum Netzwerkthema zurück: Das Sein ist Relation. Und darum ist das Subjekt Relation. So wie das Sein in sich eine relationale Struktur aufweist, und je mehr etwas ist, umso mehr es durch Anderes ist, so wird auch personale Identität je mehr bei sich ankommen, umso freier sie von sich weg auf Andere hin sein kann. Nicht substanzhaftes Selbst-Sein ist das Ziel, nicht abgrenzendes Profil, nicht Selbstgewinn durch zunehmenden Selbstbesitz. Hemmerle, gut ausgebildet in scholastischen Distinktionen, überwindet das Schema von Substanz und Akzidenz zugunsten eines relationalen Schemas, in dem alles Sein immer erst *wird*. Bewegung, Dynamik und Selbstgewinn als dauernde Verwandlung von Nicht-Sein beim Anderen und Sein bei sich selbst kennzeichnen dieses neue Schema. Steigerung, Mehrursprünglichkeit, Spielstruktur heißen die Vorgänge, die Identität dauernd verflüssigen, gerade um sie zu stabilisieren. Nicht das einzelne Teil kommt in den Blick, sondern der Vorgang, aus dem heraus das Teil ist und auf den es sich bezieht. Eher Pole als Teile, eher Momente als Module kennzeichnen Prozesse des Seins, wenn man es relationenphilosophisch rekonstruiert. Hemmerle spricht daher auch nicht mehr vom Substantiv *des* Seins, sondern von seiner verbalen, prozessualen Struktur, in der alles erst ist, indem es wird.

Leicht zu verstehen ist das alles nicht, zumal, wenn es hier nur so kurz skizziert werden kann und Hemmerles Sprachspiele schon berufenere Geister zur Verzweiflung getrieben haben. Was aber im hier einschlägigen Zusammenhang wichtig ist: Unter dieser philosophischen Komplexität liegt ein faszinierender Lebensentwurf. Hemmerle ist sich nicht zu schade, an der entscheidenden Stelle einfach zu werden. Er übersetzt alle Seinsspekulation in das leichter zugängliche

---

40 Vgl. nur folgende Formulierung: Kirche ist „der Ort, an welchem Schöpfung eintritt ins trinitarische Geschehen des Beschenktseins und Schenkens.“ (60) Kirche steht nicht der Welt gegenüber und bezieht diese auf sich, sondern sich auf diese. Kirche ist Welt unter einer bestimmten relationalen Perspektive und Semantik.

Paradigma des ‚Gebens‘. Damit mag dieses der strengen Phänomenologie entwi-  
schen, wird aber hochgradig anschlussfähig an eine Idee, in moderner Weise  
Christin und Christ zu sein. Denn ‚geben‘ erfüllt alles bisher zum abstrakten Sein  
Gesagte: Es ist vorgangshaft. Das, was sich gibt, ist, indem es nicht ist, weil es ja  
beim Anderen ist. Die Gabe hält nichts fest und enthält sich selbst genau  
dadurch. Gabe ist ausgerichtet auf Empfangen und steht in dauernder Wechsel-  
wirkung, das Empfangene gerade dadurch zum Selbstgewinn zu nutzen, indem  
man es wieder anbietet. Man hat sozusagen, was man gibt. Die Gabe ist, indem  
sie sich vollzieht, und ohne dieses Werden ist sie kein Geben. Man kann etwas  
werden, wenn man gibt. Man kann sogar geben, was man nicht hat oder ist.<sup>41</sup>

Die geistliche Identitätsidee lautet also: Ich gehe mit der Grundstruktur des  
Seins mit, indem ich ein Mensch bin, der sich fortwährend selbst als er selbst  
empfängt, weil er fortwährend bereit ist, sich zu geben. „Nur eines bleibt: Das  
Mittun jener Bewegung [...]. Diese Bewegung ist der Rhythmus des Seins; es ist  
der Rhythmus des Gebens, das sich selber gibt.“ (38) „Ansatz bei der Liebe, beim  
Sich-Geben ist Ansatz beim Geschehen, beim Vollzug.“ (39) „Leben bleibt Le-  
ben, indem es mehr Leben wird.“ (44)

Erkennbar sind wir bei einer Spiritualität des Vernetzens angekommen, auch  
wenn Hemmerle diesen Begriff nicht verwendet. Aber er würde zustimmen, prä-  
miert doch die Idee pastoraler Netzwerke genau jene Anthropologie und jene  
Ekklesiologie, die aus der Dynamik von Relationen entsteht. Kirche als Netz-  
werkakteurin, als Modelliererin von Netzwerkbeziehungen – das bedeutet: Kir-  
che entsteht daraus, dass sie Beziehungen aufbaut, pflegt, bündelt und wirksam  
ausrichtet. Pfarrei ist, weil sie sich gibt und anbietet für Ziele, die nicht in ihrem  
Selbsterhalt liegen. Pfarrei und Gemeinde werden in diesem anspruchsvollen  
Wortsinn „*communio et ministratio*“ (LG 4), also Unterstützungsstruktur und  
Dienstleistung an gelingender Biografie und zivilgesellschaftlicher Gestaltungs-  
kraft. Die ekklesialen Sozialformen kommen heraus aus beklemmender Profi-  
lierungsangst, denn katholisch zu sein profiliert sich genau dadurch, stark zu  
sein, weil man Andere starkmacht. Eucharistie wird von der Gabenbereitung im

---

41 Vgl. den virtuosen Aufsatz HEMMERLE, Klaus: Jeder hat, was er gibt. Ermutigung zur  
Selbsthingabe, in: DERS. / Karl RAHNER: Mut zur Tugend. Von der Fähigkeit, menschlicher zu  
leben, Freiburg i. Br. u. a. 1979, S. 19–29. Hier bietet Hemmerle, sozusagen voller spiritueller  
Hinterlist, ein *Empowerment*-Programm zu einem Lebensstil des Gebens an, das folgende  
Sätze aufeinander steigert: (1) Gib was Du hast – sonst hast Du es nicht. (2) Gib was Du bist  
– sonst bist Du es nicht. (3) Gib was Du nicht hast – so ist es Dein. (4) Gib was Du nicht bist  
– so bist du mehr als du selbst und bist erst ganz, was du bist.

,Draußen‘ her eingelesen und wieder als Verwandlungsenergie von Welt erfahr- und feierbar. Und Christinnen und Christen kommen in den Blick als Knotenpunkte von Beziehungen, sozusagen als U-Bahnhöfe, in die das Leben ein- und ausfahren kann,<sup>42</sup> weil sie eine Identität des großzügigen Raumgebens und nicht des besorgten Absicherns leben.

Für Glaubende, die das Sein als Schöpfung denken und damit von Gott her einspielen können, birgt die angesprochene Identitätsidee eine weitere geistliche Chance: Das Sich-Geben lesen sie nicht nur am Sein ab, sondern an dem, der das Sein gestiftet hat. Hemmerle denkt trinitätstheologisch und kann zeigen, dass Gott selbst sich als relationaler Vorgang zu erkennen gibt. Gott ist der, der ist, weil er sich gibt. Und darum kommen in eins: Analogie des Seins, des Gottdenkens und des freiheitlichen Existierens. Sich-Geben wird zum praktischen – eben nicht nur: intellektuellen – Schlüssel in das Sein, sogar in das Sein Gottes. Wer sich gibt, bekommt nicht nur sich, sondern findet sich in Gott.

Es ist diese Chance, die den Einsatz von Netzwerkinstrumenten so attraktiv macht, sowohl für Einzelne als auch für Gemeinden und Pfarreien: Sie kommen nicht nur los von Selbstzentrierungen und ekklesialen Verdoppelungen der Welt. Sie kommen auch an bei einem Gott, dessen immanente Vorgänge eben nicht abseits der ökonomischen Vorgänge verstanden werden wollen und können.

Eine Pastoral des Vernetzens ist in Pastoralplanung übersetzte und wirksam gemachte Kenosis und kann somit nicht nur organisatorisch zur Pfarreientwicklung beitragen, sondern auch geistlich.

---

42 Das Bild mag gewagt erscheinen, stammt aber von einem der bekanntesten Vordenker relationaler Soziologie und damit auch der Netzwerktheorie: Georg Simmel. Simmel gebraucht in seiner Kulturanthropologie ein ausdrucksstarkes Bild, das an seine Berliner Stadterfahrung erinnert: Der Mensch sei nur eine „Zentralstation“ (313), eine Art Bahnhof also, in den die Bewegungen der Welt hineinfahren, hier in Wechselwirkung und somit in eine vorläufige Einheit gebracht werden, dann aber wieder hinausfahren und verabschiedet werden müssen. Nur das Sein selbst kann als restlose Einheit gedacht werden, als „rein innerlich spielende Wechselwirkung aller Elemente“ (314), die sich dann aber dem Gesamt noch einmal von einem eigenen Zentrum her gegenüberstellt. Vgl. SIMMEL, Georg: Ein Problem der Religionsphilosophie, in: Rüdiger KRAMME (Hg.): Gesamtausgabe Georg Simmel, Bd. 7. Aufsätze und Abhandlungen 1901 bis 1908, Bd. I, Frankfurt a. M. 1995, S. 310–320. Vgl. ausführlich zu Simmels charakteristischem Denken in Wechselwirkungen: SELLMANN, Matthias: Religion und soziale Ordnung, Frankfurt a. M. 2006, S. 331–462; sowie HOLSTEINER, Bettina: Strukturen, Akteure, Wechselwirkungen. Georg Simmels Beiträge zur Netzwerkforschung, in: STEGBAUER: Netzwerkanalyse, S. 91–103.

## AUSBLICK FORSCHUNG:

- Der Dialog mit der soziologischen Netzwerktheorie und den ihr zugeordneten Anwendungsdiskursen (in Stadtplanung, Raumentwicklung, Medienforschung usw.) zeigt generell die Potenziale einer radikal dialogisch und interdisziplinär arbeitenden Pastoraltheologie. Gerade wenn man ernstnehmen will, was dieser Aufsatz zu entwickeln hatte – den Austritt aus dem Schema der Verkirchlichung –, kann ein rein binnentheologisch geführter Pastoraldiskurs nicht weit reichen. Er wird kaum über normative Anweisungen hinauskommen, und er wird sowohl epistemologisch als auch empirisch die gebotenen Präzisionsanforderungen der anstehenden Praxisprobleme unterbieten.
- Als neuer Bewährungshorizont pastoraltheologischer Forschung zeigt sich das ganze Feld des Topologischen. Eine Pastoralgeografie ist zu entwickeln und neben die bereits etablierten Diskurse der Pastoralsoziologie und -psychologie zu stellen. Folgt man neuesten Konzilsrezeptionen (Hans-Joachim Sander), liegt ja ohnehin ein bedeutender dogmatischer Sprachfortschritt in der Situierung des Kirchlichen, des Geistlichen, des Geoffenbarten in die Konstellationen der ‚Welt‘. Es heißt: Kirche in der Welt von heute, nicht neben oder über ihr. Die anstehenden Veränderungen der pastoralen Raumstruktur sind nur ein Ausdruck der Tatsache, dass sich die Raumdimensionen des Modernen generell verwandeln: digitale A-Topie (wie *augmented reality*) gehört genauso zu den einschlägigen Signaturen wie die gestiegenen Mobilitätsanforderungen oder die immer optionaler werdenden Manipulationsmöglichkeiten des eigenen Körpers. Pastoralgeografie hätte zum einen praktisch-operativ zu forschen; zum anderen käme es darauf an, die Möglichkeit der Gotteserfahrung viel radikaler topologisch durchzudeklinieren als bisher.
- Zu intensivieren ist spiritualitätstheologisch, was hier am Ende nur aufscheinen konnte: dass Netzwerken nicht als aktivistische Technokratie einer oberflächlich gewordenen Pastoraltheologie gelten muss, sondern als geistlicher Grundvollzug modernen Christseins erkannt werden kann.

## AUSBLICK PRAXIS:

- Die zentrale These des Aufsatzes heißt: „Pastoralplanung als Entwicklung von Netzwerkstrukturen im vergrößerten Raum überwindet in vielfacher Hinsicht das mentale und strukturell dominierende Modell einer ekklesiozentrischen Gemeindeftheologie, indem sie das durch die Pfarreigrenzen gegebene Territorium für eine pastoralgemeinschaftliche Dynamisierung von Christsein erschließt.“ Dieser Satz ist gelassen und schnell geschrieben, aber schwer zu realisieren. Dies muss eigens betont werden: Ein Austritt aus der überkommenen Idee der gruppenhaft organisierten Gemeinde wird schon deswegen als tiefer Eingriff in verwurzelte religiöse Routinen empfunden, weil man zwar spürt, dass es wie bisher nicht weitergeht, weil aber gleichzeitig motivierende Gestalten, zukunftsfähige Visionen des Gemeindlichen fehlen. Wie immer, wenn es um das Umlernen von meist hochideell motivierten Personen geht, wird man auch in einer netzwerkförmigen Pastoralstrategie viel Zeit benötigen. Kurzfristerwartungen sind ganz fehl am Platz. Denn wer gibt schon auf, was ihm lieb ist, wenn er nicht sieht, was stattdessen kommen soll? Exodus hin oder her – das Ziel in der Wüste hat es immer schwer gegen die „Fleischtöpfe“ (Ex 16,3) der Vergangenheit.
- Gerade wegen ihres notwendig territorialen Bezugs aber kann die Netzwerkkonzeption Attraktivität beanspruchen. Sie stimmt nicht in das ja durchaus hörbare pastoraltheologische Lied vom „Ende der Gemeinde“ ein, sondern geht davon aus, dass starke Gemeinden als Infrastrukturen vor Ort präsent sein müssen. Dies allerdings im Sinne eines erweiterten Gemeindebegriffs, der eben erstens nicht nur die soziale Formation der Gruppe prämiert, sondern auch jene mit schwachen Bindungen; und der zweitens ein mentales Schema gegen ein anderes tauscht: weg von der Idee territorialer Kontrolle hin zum Ideal der religiös stimulierten Dienstleistung am kommunalen Wohlergehen.

- Insofern eine netzwerkförmige Pastoralplanung nicht-gruppenhafte Sozialformen des Christseins in den Blick nimmt, darf man auf Überraschungen gespannt sein. Zum einen sind nun neue Allianzen denkbar: etwa mit der Idee der Kirch-Orte aus der evangelischen Theologie (Uta Pohl-Patalong) oder mit der Bewegung der „fresh expressions of church“ in der anglikanischen Kirche. Zum anderen wird es zu einer neuen Wahrnehmung von Sprach- und Praxischancen kommen. Denn soziale Formate verändern bekanntlich Rollen, Gewohnheiten, Erwartungen. Soziale Formationen sind wie Fortbewegungsmittel; und so wie man im Flugzeug anders reist als auf dem Motorrad, so organisieren sich auch pastorale Beziehungen unterschiedlich, je nachdem, ob man sie in Gruppen vollzieht oder etwa bei facebook. Wer wie in Mikrobloggings nur 140 Zeichen zur Kommunikation hat, spricht markanter, als jemand, der einen Abendvortrag hält. In dem Maß, wie eine netzwerkförmige Pastoral *Events* genauso wertvoll einspielt wie Dienstleistungen und „echte“ Pilgerkontakte ebenso wertschätzt wie *virtual augmented reality*, wird es zu Neuentdeckungen kommen. Pastorale Sprache wird ebenso vielfältiger werden wie die Ästhetik der Räume, in der sich pastorale Begegnungen ereignen. Performanz wird ebenso wichtig wie Kontinuität. Und pastoraler Erfolg wird nicht mehr nur in erhofften Mitgliedschaftsbindungen gemessen, sondern auch anhand der eigenen Lernfortschritte eines aggruierten Christseins. Der kulturelle und kommunale Raum wird als gemeinsamer Bewährungsort erkennbar, und gerade weil die religiöse Dienstleistung am säkularen Wohlergehen als ebenso wichtig wie die politische, die künstlerische, die ökonomische usw. erkannt wird, steigt ihr Wert.

- Ganz wichtig wird es sein, zu vermeiden, was im pastoralen Lehrbetrieb schnell und gerne geschieht: dass nämlich der Begriff „Netzwerk“ zum Konjunkturbegriff avanciert, den in einer bestimmten Phase alle interessant finden, sich fortbilden – und dann zum nächsten Modebegriff überwechseln, ohne die Ressourcen dieses Denkens ernstgenommen zu haben. Dies geschieht zu rasch und deutet daraufhin, dass wir als professionelle Kirche immer noch stärker an schönen neuen Ideen interessiert sind als an strukturprägenden Innovationen.
- Was die Praxis dringend benötigt, sind Anschauungsbeispiele und Modelle. Es braucht auch Erfahrungen, die weitererzählt werden können. Und dies nicht nur im Falle des Gelingens. Vielmehr steht es ohnehin an, die Kunst der pastoralen Obduktionsanalyse (Florian Sobetzko) zu erlernen: Gerade gescheiterte Projekte, auch solche mit Netzwerkansätzen, bergen eminent wichtige Informationen, die zu evaluieren und zu verbreiten sind.